

Die Macht des «Wajmapu» bei den Mapuche-Indianern in Patagonien

Die Ureinwohner fordern nicht Gleichheit mit den Weissen, sondern Respekt und Anerkennung

Von Anna Catherin Loll*

Die Mapuche, die Ureinwohner Patagoniens, sind lange unterdrückt worden. Doch seit einigen Jahren entdecken sie die Stärke ihrer eigenen Identität wieder. Der argentinische Staat ist zunehmend irritiert. Aber auch die Gesellschaft der Mapuche verändert sich. Der zunehmende Tourismus trägt zu den gesellschaftlichen Veränderungen bei.

Rosalía Puels Haus strahlt eine fast irreale Ruhe aus. Langstielige Blumen wiegen sich in der argentinischen Herbstsonne, rechts vom Grundstück kräuselt der Wind die Wasseroberfläche eines kleinen Sees. Doch die Idylle trügt.

Abschätziger Blick der Weissen

In ihrem kühlen Wohnzimmer lehnt sich Rosalía misstrauisch zurück. Was habe sie denn davon, wenn sie erzähle, fragt die «Inan lonko», die stellvertretende Führerin der Mapuche-Gemeinschaft Puel, scharf. Ändern werde sich ja doch nichts. Ihr Alltag sei immer gleich hart. Raus auf die Weide, zum Vieh. Brennholz suchen. Gemüse anbauen. Den abschätzigen Blick der Weissen ertragen – der «Winkas», wie die Ureinwohner die Weissen nennen, die die Mapuche betrügen, diskriminieren und töten. Wie zur Mahnung hängt neben dem Durchgang zu ihrer Küche ein Plakat: «Die Geschichte muss sich ändern», heisst es da zum Bild eines 100-Peso-Scheins. Darauf ist General Julio Argentino Roca mit seinem daherschreitenden Heer zu sehen.

1878 begannen unter Leitung dieses Generals die blutigen Vorstöße des argentinischen Militärs gegen die Mapuche, die im Gegensatz zu vorherigen Militärikampagnen mit einem Sieg über die Eingeborenen endeten. Nach konservativen Schätzungen wurden während der «Eroberung der Wüste» (Conquista del Desierto) mehr als 1000 Indianer umgebracht und etwa 13 000 gefangen genommen. Manchmal nach Jahrzehnten kehrten einige Überlebende wieder in ihre Heimatorte zurück. Verloren hatten sie nicht nur Angehörige, Land und Vieh. Die Schläge und die Verachtung der Weissen hatten ihnen auch ihr Selbstbewusstsein genommen. Etwa die Hälfte der Mapuche ersetzten ihre Naturreligion mit der Zeit durch das Christentum, ihre Kinder lehrten sie nicht mehr die Sprache Mapudungun. Von den etwa 200 000 argentinischen und 600 000 chilenischen Mapuche sprechen sie angeblich noch etwa 440 000. Allerdings beruhen diese Zahlen auf Schätzungen. In Neuquén, einer der Provinzen mit den meisten Mapuche-Gemeinschaften in Argentinien, kennen ihre Mitglieder tatsächlich kaum die Sprache ihrer Grosseltern.

Kajfu Nawel hat sich etwas Mapudungun selbst beigebracht. Früher, als sie noch Maria hieß, lehrte ihre Mutter sie nur die Werte der Mapuche. Respekt, vor allem gegenüber den Älteren und der Natur, sind für die Indigenen von zentraler Bedeutung. Genauso wie Hilfsbereitschaft und Ehrlichkeit ergibt er sich aus ihrer Weltanschauung, in der die Menschen wie die Steine, Flüsse oder Winde ein Element im «Wajmapu» sind: einem Universum, in dem alles von einander abhängig ist.

Erlernen, Mapuche zu sein

Davon wusste die junge Kajfu. Aber ihr war lange nicht bewusst, dass sie aus einer anderen Kultur stammt als die meisten Menschen ihrer Heimatstadt Neuquén Capital, der Hauptstadt der Provinz. Es sei eine schreckliche Zeit gewesen, erzählt Kajfu erst distanziert lachend, dann auch weinend. Sie konnte sich nicht integrieren, die Witze und die Respektlosigkeit ihrer Mitschüler untereinander, all das war ihr zu fremd. Ihre Mutter versuchte sie zu trösten: Es ist nicht deine Schuld. Es ist nur so, dass du eine andere Geschichte in dir trägst. Welche aber genau, wurde nicht ausgesprochen. Irgendwann im Teenageralter stellte eine «Lamien», Schwester oder Bruder auf Mapudungun, fest, dass Kajfu doch auch Mapuche sei. Diese konnte darauf nur antworten: Ich weiß, dass ich Mapuche bin. Aber ich weiß nicht, wie man das macht, das Mapuche-Sein.

Doch schliesslich in den Kreis ihrer «Lamien» aufgenommen, lernte sie es. Mit 23 Jahren wurde sie «Kajvrayen, Kajfvawel»: blau Blume, blauer Tiger. Kajfu ist ihr Kurzname. Heute ist die in ihrer Natürlichkeit faszinierend schöne Frau bei der Konföderation der Mapuche in Neuquén eine «Werken», Vertreterin des Gedankenguts der Mapuche, und eine «Kimeltucefe», Erzieherin. Nachdem sie ihre eigene Identität errungen hat, kämpft sie dafür, dass es auch dem Rest ihres Volkes so ergehen darf. Denn man sei anders als die Nachfahren der ehemaligen Europäer.

Das hört der argentinische Staat sehr ungern, vor allem die Provinzregierung von Neuquén. Immer wieder werde betont, dass alle Argentinier mit den gleichen Rechten und Pflichten ausgestattet seien, meint Tino Nawel, der Mann von



Tino und Kajfu Nawel mit ihren Töchtern und der Flagge der Mapuche vor ihrem Haus.

ANNA CATHERIN LOLLO

Kajfu und wie sie ein «Werken» der Konföderation. Nicht nur hätten die «Winkas» die Mapuche noch nie als Gleiche behandelt; sie seien es auch einfach nicht. Die Mapuche wollten Anerkennung und Respekt, nicht aber Gleichheit. Denn das würde immer nur Anpassung an eine Kultur bedeuten, die nicht die Ihre sei. Deshalb fordern die Ureinwohner in Neuquén – der argentinischen Provinz, in der sich die Eingeborenen bisher am erfolgreichsten organisiert haben – Autonomie. Zwar wolle man keine neue Nation gründen, versichert Tino. Aber die Verwaltungshoheit über ihre Gebiete sei durchaus ein Ziel.

Das Land zurückbekommen

Die Mapuche sind seit ein paar Jahren dabei, einige ihrer angestammten Gebiete zurückzugeben. Seit sie sich 1990 im Entscheidungsgremium der Konföderation der Mapuche von Neuquén von der Kontrolle der Provinzregierung lossagten, treiben sie ihre Sache mit mehr Selbstbewusstsein voran. 1992 entwarfen sie in der Zusammenarbeit mit den chilenischen Mapuche eine Flagge. 1994 begannen die ersten offenen Auseinandersetzungen mit den Behörden. Besonders spektakulär war die Besetzung des Gebietes Pulmarí 1995. Die Mapuche bekamen 45 000 von 120 000 Hektaren zugesprochen. Jedes gegen sie angestrebte Gerichtsverfahren haben sie inzwischen gewonnen.



* Die Autorin ist freie Journalistin in Berlin und hat längere Zeit in Argentinien zugebracht.

«In der Praxis haben die Mapuche einfach das letzte Wort», meint Ira Pra vom Nationalpark Lanín. Dieser verwaltet mit den Mapuche gemeinsam Gebiete im Naturschutzbereich. Seit acht Jahren läuft diese Zusammenarbeit im Grossen und Ganzen sehr gut. Aber langfristige Lösungen könnten die starren Gesetze und Institutionen bis anhin nicht bieten, meint Pra. Es seien zu sehr verschiedene Welten, die der Mapuche und die der Weissen. Vor allem Letzteren falle es schwer, sich in die der Mapuche hineinzudenken, in der jeder Stein oder Busch seine ganz spezielle Kraft besitzen soll. Die Gesetze der Weissen dagegen empfänden die Ureinwohner als künstlich. Natürlich habe der Staat die Mittel, sich durchzusetzen, sagt Pra. Aber was wolle man denn machen, wenn die Mapuche wie bei manchen Landbesetzungen Hunderte Stück Vieh auf ein Gebiet trieben? Das Militär schicken? Wohl kaum.

Was bei zukünftigen Enteignungen passieren wird, welche die Mapuche anstreben, ist nicht abzuschätzen. So ungerecht auch die Landverteilung in Patagonien sein mag, wo wenige Personen viele Tausende von Hektaren besitzen – die meisten haben dafür Geld bezahlt, und zwar oft viel. Die Mapuche jedoch betrachten das Land eigentlich als das Ihrige – eine Ansicht, die 1994 durch eine Änderung in der argentinischen Verfassung bestätigt worden ist: Das Recht auf Eigentum und die Nutzung der von ihnen traditionell bewohnten Gebiete wird ihnen ausdrücklich zugestanden. Rein theoretisch könnten die Mapuche damit ganz Patagonien für sich reklamieren. Oder? – Tino Nawel lacht. Vielleicht. Aber sie würden das Land nicht aufgrund von historischen Gründen beanspruchen, sondern wegen aktueller Nöte. Man wolle von der Politik der Regierung weg, die Mapuche einfach nur mit finanzieller Sozialhilfe zu überschütten, erklärt er. Dazu brauche man Land. Wie viel mehr es noch sein werde, könne er allerdings nicht abschätzen.

Zweischneidiger Tourismus

Dass nicht nur die Viehwirtschaft und die Stickereien der Frauen in die Zukunft führen, ist auch den Mapuche bewusst. Seit wenigen Jahren haben ein paar Gemeinden angefangen, ihr zwischen den Bergen und Seen oft atemberaubend schönes Land für Touristen zu öffnen. Es sind vor allem Campingplätze, die den Mapuche neue finanzielle Ressourcen erschliessen sollen. Allerdings ist der Tourismus für die Mapuche ein zweischneidiges Schwert. Einerseits stärken die aus ihm gewonnenen finanziellen Mittel ihre Unabhängigkeit. Andererseits aber gefährdet er gerade diese. Denn mit den Touristen kommen die Werte der Weissen verstärkt zu den Mapuche: der hohe Stellenwert von Geld und die Darstellung von Status durch Konsumgüter – eine Verkettung, wie sie sich hier auch wieder beobachten lässt, die selbst kulturell völlig anders ausgerichtete Gemein-

schaften ansteckt. Dass Geld viel bewegt, haben die Mapuche schnell gelernt. Sobald Weisse kämen, gebe es Streitigkeiten in den Gemeinschaften, sagt Rosalía, die einen Campingplatz in ihrer Gemeinde mitgegründet hat. Die Mapuche seien zwar durch die neue Geldquelle und die für die Indigenen erfolgreichen Verhandlungen mit den «Winkas» in den letzten Jahren unabhängiger als früher. Aber während sie voranschritten, verloren sie ihre Kultur.

Trotzdem bleibe keine Alternative zum Tourismus, meint Tino Nawel. Je mehr die Mapuche selbst die Kontrolle über ihr Land übernehmen, desto stärker könnten sie auch ihren traditionellen Lebensstil wiedererlangen. Natürlich wisse man auch nicht, wie die Zukunft aussehen werde. Aber eines sei klar: Der Kampf gehe weiter. Komme, was wolle.

Autonomie oder Zusammenarbeit mit dem Staat?

al. Die Mapuche sind die Ureinwohner Patagoniens. Sie leben in Argentinien und in Chile. Die «Menschen der Erde», wie sie sich nennen, verfügen über verschiedene indigene Volksgruppen. Insgesamt wird die Zahl der Mapuche auf etwa 800 000 geschätzt.

Ihre politische Situation in Argentinien ist sehr verschieden von der in Chile. Dort sind die Mapuche nicht nur zahlreicher, sondern werden vom Staat unter anderem als Terroristen behandelt. In Argentinien ist das Verhältnis zu den Ureinwohnern etwas weniger angespannt. Ihnen werden auf nationaler Ebene Einflussmöglichkeiten geschaffen, zum Beispiel im Nationalen Institut für indigene Angelegenheiten oder im Umweltministerium. Eine von den Ureinwohnern anerkannte Partei gibt es nicht. Die indigenen Aktivisten lehnen es ab, sich am politischen System in dieser konstitutiven Form zu beteiligen, von dem sie die Anerkennung als autonome Nation fordern.

Die Mapuche sind vor allem lokal organisiert, in verschiedenen Zusammenschlüssen mit unterschiedlichem Zusammenschnitt und Interesse an Provinz-übergreifender Kooperation. Es gibt zuweilen starke Meinungsverschiedenheiten darüber, wie sehr man mit dem Staat zusammenarbeiten oder die Autonomie fordern sollte. Besondere Bedeutung bei der letzteren, radikaleren Position kommt in Argentinien der Provinz Neuquén mit ihren 56 indigenen Gemeinschaften zu, die fast alle der Konföderation der Mapuche von Neuquén angehören (Confederación Mapuche Neuquina). Dieser Zusammenschluss treibt seine Anliegen seit 1990 mit besonderem Nachdruck voran. Insgesamt aber sind die Mapuche seit dem Feldzug gegen sie Ende des 19. Jahrhunderts durch Enteignungen, Vertreibungen und Unterdrückung ihrer Kultur nach wie vor in ihrer Organisationsfähigkeit geschwächt.